

καδμος

# WER WAR WM?

AUF DEN SPUREN  
EINES TELEVISIONÄRS:  
WOLFGANG MENGES  
LEBEN UND WERK

GUNDOLF S. FREYERMUTH



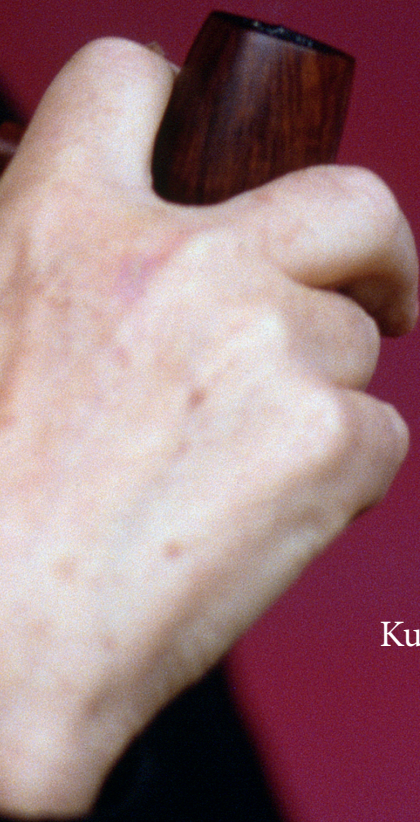
GUNDOLF S. FREYERMUTH  
WER WAR WM?



Gundolf S. Freyermuth

## Wer war WM?

Auf den Spuren eines Televisionärs:  
Wolfgang Menges Leben und Werk



Kulturverlag Kadmos Berlin

# INHALT

## I PROLOG 7

Das erste und das letzte Mal 7 Wer war WM? 12 Dank, wem Dank gebührt 15

## II SPURENSUCHE 23

1 Glücklich ist, wer vergisst 25 2 Blut an den Händen 29 3 Zwischen den Kriegen 31 4 Der rechte Schuss zur rechten Zeit 37 5 Von der Fahnenflucht zum Schwarzhandel 42 6 Wer nichts gelernt hat, wird Journalist 46 7 Der erste Job, die erste Kündigung 50 8 Im Paradies, bis zur Vertreibung 53 9 Weltreise in den Lokalteil 57 10 *Falamaleikum* 62 11 Was nach dem Krieg normal ist 65 12 Neue Autos, alte Nazis 68 13 Endlich Kabarett 72 14 Vom deutschen Adler zum britischen MG 79 15 Auf dem Boulevard 82 16 Verliebt, verlobt, nach West-Berlin verzogen 86 17 Flucht aus guten Verhältnissen 92 18 Fremd in Japan 98 19 Verarmt und allein 101 20 Funkstille 106 21 Erfolg im fremdenfeindlichen Japan 110 22 Zwischen Berlin und Seoul 114 23 Godot kam nie nach Tokio 118 24 Nach Hongkong! 124 25 Glück in der Enklave 127 26 Segeln, zur Not gegen den Wind 132 27 Im Rückblick das Schönste 136 28 WM versteht *Die Welt* nicht mehr 141 29 Wiedervereinigung – um jeden Preis? 144 30 Wo, wovon und mit wem soll man am Ende leben? 148 31 Lieschen Lüders 151 32 Good Bye, Hongkong 155 33 Einzelheiten aus Rotchina 157 34 »Journalism is for boys« 162 35 Ankunft, in mehreren Häfen 165 36 *Macao White* 169 37 Ein neuer Komplize für ein neues Medium 172 38 Fernsehen machen 176 39 Im *Stahl-netz* 180 40 Ein Herz für Mief 184 41 Hundstage in der Heide 187 42 Highlife in Hamburg 190 43 *Annus mirabilis, annus luctus* 193 44 Im Unterhaltungskino 198 45 Das Jahr der Bücher 201 46 Premieren, Leichen, Liebeserklärungen 206 47 Britische Besetzungen 211 48 Was außer Liebe durch den Magen geht 215 49 *Vienna Noir* 220 50 Front-

stadt-Theater 225 **51** Transit 230 **52** Trauminsel 235 **53** Dichtung, David und die Wache 238 **54** Abschied vom Kino 241 **55** Im Fernsehen spielt es sich besser 246 **56** Das Ende der Nachkriegszeit – kurz ver- tagt 251 **57** Die Symmetrie von Politik und Verbrechen 254 **58** Deutsch- deutsche Grenzsituationen 258 **59** Die öffentlich-rechtliche Erfindung der Langsamkeit 263 **60** Auf der Straße des Erfolgs 266 **61** *Frage- stunde* 271 **62** Simulation: Dokumentarfilm 274 **63** *Die Dubrow-Kri- se* 279 **64** Simulation: Nachrichtenmagazin 284 **65** Leben in Dubrow, der Straße 288 **66** Die Show geht weiter, nur anders 292 **67** *Das Mil- lionenspiel* 297 **68** Millionen wollen mitspielen 303 **69** Simulation: Unterhaltungsshow 308 **70** *Smog* 314 **71** Rätselhafter Wohlstand 319 **72** Verführung im Supermarkt 323 **73** Simulation: Live-Nachrichten 329 **74** Sehnsucht nach Echtzeit 335 **75** Einstieg in die dritte Klasse 340 **76** *Ein Herz und eine Seele* 343 **77** Familienleben 349 **78** Aufstieg in die ers- te Klasse 354 **79** Der hässliche Deutsche 357 **80** Klopstockstraße, zuhause nun auch in Berlin 361 **81** Von *III nach 9* zu *Leute* 368 **82** Hausbesuch bei einem Irren 375 **83** Vom Geschichten- zum Geschichteerzähler 380 **84** WMs Persona 387 **85** Der Spieler 392 **86** Sternstunden im Gogärt- chen 400 **87** Helden, jenseits von Auschwitz 405 **88** *Reichshauptstadt – privat* 409 **89** *Ceterum censeo Bonarum esse delendam* 413 **90** Fernse- hen? Nebenbei vielleicht 418 **91** Mauerfälle 422 **92** Das alte Deutschland: *Ende der Unschuld* 426 **93** Das neue Deutschland: *Motzki* 431 **94** Balzac der Bundesrepublik 439 **95** Der Autor zwischen Scylla und Charyb- dis 445 **96** Der lange Abschied vom Fernsehen 451 **97** Schalom. Oder auch nicht 458 **98** »Meine Schubladen sind leer« 465 **99** Mit den Toten leben 471 **100** Ein Auge weint 477

Auswahlliteratur 485

Personenregister 488

Bildnachweise 495



Hausbesuch: WM in seinem Berliner Garten und am Schreibtisch, noch mit DOS-PC (1987)



# I PROLOG

## Das erste und das letzte Mal

1987 habe ich Wolfgang Menge zum ersten Mal besucht. Ein oder zwei Jahre später – wie bestimmt man so etwas? – war er mein ältester Freund; und ich vermutlich sein jüngster.

Aber ich bin damals natürlich nicht zu Wolfgang gefahren, um Freundschaft zu schließen. Ich arbeitete für eine Illustrierte, die gerne ein Nachrichtenmagazin geworden wäre. Bis die Hitler-Tagebücher 1983 solche Aspirationen erledigten. Danach trat ich als Ressortleiter Kultur beim *stern* zurück und erhielt einen Pauschalistenvertrag als »Edelfeder«. Den Termin in der Berliner Klopstockstraße ließ ich verabreden, um einen der wichtigsten und witzigsten Fernsehmacher und zugleich radikalsten Fernsehkritiker zu porträtieren.

Selbstverständlich kannte ich Wolfgang Menge: Ich bin in den 1960er Jahren mit *Stahlnetz* aufgewachsen. Und in den 1970ern habe ich kaum eine Folge von *III nach 9* verpasst, während meine damalige Freundin mich mit Gerichten – und Zitaten – aus Menges chinesischem Kochbuch traktierte. Ich mochte kein Chinesisch. Aber ich genoss die Zitate. Sie bewiesen wie Wolfgangs Talkshow-Auftritte eine einzigartige Respektlosigkeit und Radikalität. Genauso bewunderte ich die inhaltlichen wie ästhetischen Wagnisse, die er im Laufe seiner – damals schon fast vierzig Jahre währenden – Karriere einging, mit dem *Millionenspiel*, mit *Smog* und natürlich mit *Ein Herz und eine Seele*. Kurzum, ich kam als bewundernder Kritiker oder kritischer Bewunderer.

Es war ein warmer Frühlingmorgen. Elf oder zwölf Minuten nach zehn parkte ich vor dem von Hecken zugewachsenen 1910er-Jahre-Haus mit dem kleinen Türmchen. Und genau darin lag das Problem: Die Fotografin Karin Rocholl und ich waren ein wenig zu spät. Auf unser Klingeln hin dauerte es eine kleine Ewigkeit. Dann erschien Wolfgang, in einer Khaki-Hose mit roten Hosenträgern. Wobei sich aus dieser Beschreibung ergibt: Er war nicht nur barfuß, sondern auch von der Gürtellinie bis zum kahlen Scheitel nackt.

Ganz offensichtlich hatten wir ihn aus dem Bett geholt. Was ihn aber nicht daran hinderte, uns wegen der Verspätung zu beschimpfen. Die Fotografin wusste nicht, wo hinschauen. Wolfgang genoss das, bis er bemerkte, was sie plagte. Dann grinste er noch breiter und zog sich eine ziemlich hässliche rote Wolljacke über.

»Von Peter Boenisch«, nuschelte er mit der Pfeife im Mund.

»Ein Geschenk?«, fragte ich, um freundliche Konversation zu machen.

»Von Helmut Kohls ehemaligem Regierungssprecher?«

»Geschenk? Na ja.« Wolfgang legte die hohe Stirn in Falten. »Man könnte so sagen. Aber nicht, dass Sie das schreiben, sonst will der Boenisch die Jacke wiederhaben.«

»Also, verschweigen kann ich das nicht.«

»Ich sage Ihnen«, hastig zog er die Jacke aus, »so was zu kaufen, ist teuer ...«  
Er zeigte auf das Etikett: Cerutti.

»Wenn Boenisch die Jacke zurückwill«, sagte ich, »kaufen wir Ihnen eine neue.«

»Oh«, sagte Wolfgang und weißhäutig, wie er ist, schien er noch bleicher zu werden, »blöd, dass ich Ihnen das Etikett gezeigt habe. Schließlich gibt es noch teurere Jacken.«

In dem Augenblick lernte ich meine erste Lektion. Sie lautete schlicht: »Versuche gar nicht erst, witziger zu sein als er!« Man konnte sich bemühen – es ist ja gut im Leben, sich zu bemühen. Aber im Zusammensein mit ihm machte es keinen Sinn: Wolfgang war meist schneller, fast immer witziger und garantiert böser.

Es gibt einen großartigen, wenig bekannten Film, den er 1960 für seinen Freund Helmut Qualtinger schrieb: *Mann im Schatten*. Da kommt ein schneidiger deutscher Kommissar aus Düsseldorf ins gemütliche Wien und fragt den österreichischen Kollegen: »Haben Sie einen Anhaltspunkt? Eine Richtung, in die wir vorwärtsmarschieren können?« Und der Kollege, Qualtinger natürlich, antwortet herablassend: »Wir marschieren nicht mehr, und vorwärts schon gar nicht.«

Das ist großartig, aber es ist noch großartiger, wenn man weiß, dass Wolfgang das einem Regisseur ins Drehbuch schrieb, der in ›größeren‹ Zeiten für Leni Riefenstahl gearbeitet hatte.

Das bringt mich zurück zu meinem ersten Besuch, zu seinem Ende. Denn nun wollte Wolfgang uns loswerden, angeblich um Drehbuch zu schreiben. In Wirklichkeit natürlich, weil er noch nicht gefrühstückt hatte. Im Interesse rudimentärer Glaubwürdigkeit fuhr er seinen Computer hoch. Eine hässliche DOS-Dose. Schwarzer Bildschirm, weiße Schrift. Null Graphik. Erbärmlich.

Was ich ihm zum Entsetzen der ohnehin schon verzweifelten Fotografin auch sagte. Nicht, weil mich sein Rechner sonderlich interessierte. Sondern weil ich sauer war, dass er uns so schnell rausschmeißen wollte.

Das sei der teuerste Computer, der auf dem Markt zu haben sei, schoss Wolfgang zurück. Ob ich denn einen besseren hätte?

»Natürlich«, sagte ich.

»Das wollen wir mal sehen«, meinte Wolfgang. Seine Stimme hatte einen drohenden Unterton.

Meiner Erinnerung nach klingelte das Telefon, kaum dass ich wieder zu Hause angekommen war. Aber vielleicht rief er auch erst ein paar Tage später an.

»Menge! Ich will Sie zum Essen einladen. Damit wir über Ihren Computer reden können. Falls Sie immer noch meinen, Sie hätten einen besseren als meinen.«

Ich gebe zu, dass ich verblüfft war: »Wann?«

Wir einigten uns auf einen Termin, den nächstmöglichen. Wolfgang hatte es eilig.

»Wenn Sie eine Frau oder Freundin haben«, sagte er, »können Sie die mitbringen. Meinetwegen auch einen Kerl. Nur nicht diese Fotografin, mit der Sie hier waren. Die hat keine Nerven. Ich werde auch noch jemanden einladen.«

Was er verschwieg: Wen er dazubitten würde.

Als meine Frau Elke und ich in der Klopstockstraße eintrafen, saß bereits ein anderes Paar in der fensterlosen, aus dunklem Holz gezimmerten Essnische des Wohnzimmers. Beide waren ein wenig älter als wir; Mitte, Ende dreißig. Sehr schick, auf konventionelle Art. Er im weißen Hemd mit Schlips, sie im Kostüm, stark parfümiert. Das Paar schien mir kaum weniger nervös, als es die Fotografin gewesen war. Allerdings war nicht erkennbar, warum.

Wolfgang stellte uns vor. Dabei vergaß er geflissentlich zu erwähnen, was die beiden beruflich taten. Im Nachhinein hätte ich es mir denken sollen.

Wir bekamen Wein, und Wolfgang begann, sichtlich ungeduldig, mich über meinen Computer auszufragen – einen Macintosh, der im Gegensatz zu seinem IBM-DOS-Computer ein grafisches Interface besaß und statt mit kryptischen Kommandozeilen kinderleicht mit einer Maus zu bedienen war. Elke kannte meinen Apple-Evangelismus zur Genüge und hielt sich an den Wein. Wolfgang hingegen lauschte interessiert, mit ehrlichem Interesse, wie mir schien. Das andere Paar schwieg, eher betreten.

»Nun, was sagt ihr dazu?«, forderte Wolfgang die beiden schließlich auf.

Die Frau schien hinter dem Make-up ein wenig blasser als zu Beginn des Abends, der Mann unruhig. Beide setzten an, die Vorzüge des PCs zu preisen, den Wolfgang besaß – wie viel leistungsfähiger DOS sei, wie viel weniger Rechenressourcen das Betriebssystem benötige. Und so fort. Der damals übliche IBM-Schwachsinn. Und da begriff ich es endlich: Wir hatten ein Gladiatoren-Dinner. Wolfgang ließ mich gegen seine persönlichen IT-Berater und Verkäufer antreten. Die beiden kämpften um ihren Lebensunterhalt, einen gewissen Teil davon jedenfalls.

Freilich standen sie auf verlorenem Posten: *Morituri te salutant*. Unsere Debatte verlief streng nach den Regeln des zeitgenössischen Religionskriegs. Umberto Eco hat ihn wohl am besten beschrieben: Die Apologeten des MS DOS argumentierten protestantisch, wenn nicht calvinistisch. Wer mit Computern arbeiten wolle, müsse im Schweiß seines Angesichts lernen. Das heißt: sich durch inneres Leiden zur Erlösung quälen. Diese Erlösung – den Rechner endlich zum Funktionieren zu bringen – ist freilich nicht allen DOSlern gegeben, sondern nur den Leidensfähigsten. Apples Macintosh dagegen ist katholisch: Fröhlich und freundlich führt er alle hilflosen Seelen mit allgemein verständlichen Symbolen nahezu anstrengungslos und Schritt für Schritt zur erlösenden Funktionalität.

»Ich habe doch neulich gesehen«, sagte ich und deutete hinter mich in Richtung des Arbeitszimmers, »dass die Ränder Ihres Bildschirms mit Klebezetteln gepflastert sind, auf denen Sie arkane Tastenkombinationen notiert haben.«

Wolfgang nickte, durchaus leidvoll.

»Beim Macintosh brauchen Sie das nicht. Da klicken Sie einfach. Das macht Spaß.«

Den DOS-Apologeten blieb nur noch, ihre letzten Trumpfkarten zu ziehen: Kein Mensch benutze Apple, der Mac sei ein Nischenprodukt. IBM hingegen sei Industriestandard, komplett kompatibel. Und obendrein kostengünstiger!

»Ich arbeite in keiner Industrie«, erwiderte Wolfgang. »Die Anstalten wollen immer noch alles auf Papier.« Er atmete durch. »Und Geld habe ich ja.«

Damit war die Sache erledigt. Für das arme Paar. Auf mich aber wartete Arbeit.

In Moabit, wo ich damals wohnte, gingen Wolfgang und ich zu HSD, einem Apple-Vertragshändler. Für eine fünfstellige Summe kaufte er sich ins Macintosh-Universum ein. Es war der Beginn einer teuren Freundschaft, eines über ein Vierteljahrhundert währenden computertechnischen Wettrennens. Das ein Vergnügen war. Und für das sich Wolfgang finanziell mehr als entschädigte – durch den Kauf von Apple-Aktien. Sie brachten ihm ein Vielfaches dessen ein, was all seine Macs und Bildschirme und LaserWriter kosteten. Es dauerte leider ein gutes Jahrzehnt, bis ich ihm das endlich nachtat.

Und darin besteht die zweite Lektion, die mich Wolfgangs Beispiel lehrte: Man muss, um es mit Rimbaud zu sagen, *absolut* modern sein. Bis ans Ende seines Lebens umarmte er alles Neue: neue Medien wie Radio, Tonfilm, Fernsehen und Internet, neue Technik – immer schnellere Autos, elektrische Schreibmaschinen mit immer mehr Funktionen, immer größere Fernseher mit immer mehr Kanälen, via Kabel oder Satellit, exotische Küchenmaschi-

nen aller Arten, in einem solchen Umfang, dass er die älteren verschenken musste, um Platz für neue zu schaffen, sowie selbstverständlich Computer.

Hans Ulrich Gumbrecht beschrieb einmal die Technikferne, wenn nicht Technikfeindlichkeit deutscher Intelligenz und betonte Heideggers Ahnung, dass zeitgenössische Technik eine »uns gegebene Wahrheitschance« enthalte. Als ich das las, musste ich sofort an Wolfgang denken. Er hätte es mit Sicherheit nicht so formuliert. Aber er hat sein Leben lang so gehandelt. Wir hatten vieles gemeinsam. Die Liebe zu Literatur und Lesen etwa. Oder das tiefe Bedürfnis, Faschismus und Antisemitismus zu verstehen. Weil wir beider Rückkehr für die Zukunft fürchteten, vor allem in Deutschland. Mehr noch aber als all dieses andere verband uns die Liebe zum Neuen.

Vielleicht zwei Jahre oder so, bevor ich Wolfgang traf, schlug ich dem *stern* eine Reportage über Apple als zentralen Protagonisten der digitalen Revolution vor, die mit dem Personal Computer begonnen hatte. »Seit wann bringen wir Artikel über Schreibmaschinen?«, war Henri Nannens Kommentar. Natürlich kam ich nie nach Cupertino. Wolfgang, der in den fünfziger Jahren ebenfalls mal für den *stern* gearbeitet hatte und Nannen kannte, wunderte das nicht, als ich ihm davon erzählte. Er dachte klarer und moderner. Ihm war der Computer mehr als eine bessere Schreibmaschine. Wolfgang verstand ihn als ein weltveränderndes Medium, er wollte die kulturellen Implikationen von Digitalisierung und Vernetzung begreifen.

Schiller arbeitete heute fürs Fernsehen, meinte er 2000 in seiner großartigen Rede, als er den Schillerpreis entgegennahm. Und Wolfgang, wäre er noch einmal Mitte 30, wette ich, arbeitete heute in der Games-Branche, spezialisiert auf die Anwendung journalistischer Praktiken in allen möglichen Mischformen von Unterhaltungsspielen und Serious Games: News-Games, Doku-Games, Verité-Games, Augmented-Reality-Games oder Alternate-Reality-Games – wie er sie mit dem *Millionenspiel* antizipierte, seinem aufsehenerregendsten Fernsehspiel.

Aus der Perspektive der Gegenwart versteht sich diese Unterhaltungsdystopie nicht nur als Antizipation der Auswüchse des kommerziellen Fernsehens, sondern auch als Vorahnung von Pervasive Gaming. Für alles, was im *Millionenspiel* geschieht, ist eine Überlagerung der Realität mit mobilen Kommunikationsstrukturen die unabdingbare technische Voraussetzung. Wirklichkeit sollte dergleichen erst dreißig, vierzig Jahre später durch digitale Netze werden.

Daran, an Wolfgangs geradezu unheimliche Hellsicht, dachte ich bei meinem letzten Besuch am 11. Oktober 2012. Ich fürchtete, ahnte, wusste, dass es wohl kein weiteres Mal geben würde. Wieder ein sonniger Tag in Zehlendorf, ein Nachmittag nun, kurz vor vier Uhr. Vermutlich war ich auch diesmal

ein wenig zu spät. Wolfgang kümmerte das nicht mehr, so, wie er in seinem Krankenhauszimmer an den Schläuchen lag. Blau und Grün überall dort, wo sein Oberkörper in der Öffnung des Krankenhemdes zu sehen war. Der Mund eingefallen, die Nase so spitz, wie sie wird, wenn der Tod schon in uns sitzt. Sein Gesicht konnte ich kaum noch erkennen, doch er erkannte mich. Und das Lächeln, mit dem er mich begrüßte, war unverkennbar Wolfgang.

Es war schwer, mit ihm zu reden. Aus mehr als einem Grund. Ich sagte also Dinge, die man so sagt, aber nicht sagen sollte, wenn man den anderen noch ernst nimmt: Etwa, dass er nächste Woche wieder zu Hause in der Klopstockstraße sein könne ...

Da verzog Wolfgang den Mund, teils böse, teils spöttisch, auf jeden Fall unwillig.

Und das ist die dritte Lektion, die er mich lehrte: Wir sollten den Verstand, den wir nun mal haben – und Wolfgang hatte mehr als die meisten –, nicht nur auf die Welt und die anderen richten, die halt oft die Hölle sind. Sondern auch mit einer gewissen Schärfe und Rücksichtslosigkeit auf uns selbst. Wie hätte Wolfgang sonst je *Ein Herz und eine Seele* oder *Motzki* so kaltschnäuzig, so herz- und seelenlos motzend und doch zugleich so anrührend schreiben können?

Ich aber, das sagte sein anklagender Blick, wollte ihm am Ende unserer gemeinsamen Tage aus schierer Feigheit falsche Hoffnungen machen. Illusionen hatten wir uns eigentlich immer zu ersparen versucht.

»Ich drücke die Daumen, dass du hier gut rauskommst«, sagte ich daher zum Abschied, mit einer weiten Geste über den sterbenstristen Raum und so viel Mut, wie ich aufbringen konnte: »So oder so!«

Und Wolfgang nickte, lächelte, grimmig, zu allem entschlossen.

Dieses Lächeln, das Letzte, was ich von ihm sah, ist bei mir geblieben.

## Wer war WM?

Dieses Buch beschreibt die Reise eines Menschen durch unsere Welt, von seinem ersten bis zu seinem 88. Lebensjahr. Wolfgang Menge starb am 17. Oktober 2012. Damals waren weltweit über zwei Milliarden Menschen online, und in den fortgeschrittensten Regionen des Planeten überholte die Nutzung des Internets die aller anderen Telekommunikationsmedien. Digitale Spiele schickten sich an, zum populärsten Unterhaltungs-Genre zu werden. 88 Jahre zuvor, als er am 10. April 1924 geboren wurde, war öffentliches Radio in Deutschland ein gerade sechs Monate altes Experiment mit ein paar tausend Zuhörern. Der Film lief stumm und hatte als technische Novität um seine



Draußen vor der Haustür: WM, dahinter der Autor (2008)

kulturelle Anerkennung zu kämpfen. Von einer möglichen Fernübertragung bewegter Bilder wusste kaum jemand. Sie existierte lediglich als Konzept und rudimentäres Laborexperiment. Der Aufstieg des Radios zum Massenmedium wie auch die Einführung des Tonfilms, die Menge dann als Kind und Jugendlicher erlebte, fanden in Diensten eines Regimes statt, das ihn zu einem Außenseiterdasein verdammt.

In den ersten Jahren der Bundesrepublik war der Tonfilm immer noch ein vergleichsweise junges Medium, ein Vierteljahrhundert alt. Das Fernsehen nahm seinen Betrieb ohnehin erst 1952 auf. Ende der 1950er Jahre waren beide Medien ›neuer‹ als heute das WWW, YouTube oder Games mit foto-realistischen Audiovisionen. Wolfgang Menge, schon Mitte 30 und beruflich etabliert, wagte daher einiges, als er zugunsten von Film und Fernsehen dem profitablen Radio-, Zeitungs- und Magazin-Journalismus den Rücken kehrte. Der Erfolg stellte sich jedoch unmittelbar ein, beim Publikum wie der Kritik. Vor allem zur Entwicklung des bundesrepublikanischen Fernsehens trug er Einzigartiges bei. Zweifellos war er einer der wichtigsten TV-Autoren der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Und dies formuliere ich so nur aus wissenschaftlicher Vorsicht. Denn Fernsehen als industrielles Massenmedium gab es weder vor der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch danach. Und einen bedeutenderen TV-

Autor deutscher Sprache kenne ich ebenfalls nicht. Seine erste Karriere, sein journalistischer Werdegang zwischen faktenbasierter Reportage und satirisch-kritischem Kommentar, präparierte ihn auf ideale Weise für das analoge Fernsehen. Denn dessen Programm zeichnete seit seinen Anfängen in den frühen 1950er Jahren eine ähnliche Janusköpfigkeit aus: die Mischung journalistisch-dokumentierender Beiträge – idealiter live gesendet, von Fußballspielen bis zu Parlamentsdebatten – mit künstlerisch-fiktionalen Formaten, aufgezeichneten und gestalteten Konserven, von angekauften Spielfilmen bis zu eigens produzierten Fernsehspielen.

Besondere Qualität gewannen dabei Mischformen, Kombinationen von Echtzeit-Übertragungen und Konserven, Dokumentarischem und Fiktionalem, wie sie nur im Fernsehen als potentiell Live-Medium möglich und glaubhaft waren – von Tatsachenkrimis mit Nachrichtenelementen über Fernsehspiele, die Live-Sendungen simulierten, bis zu inszenierten, aber live produzierten Sendungen wie Übertragungen von Theateraufführungen und Kabarettprogrammen, TV-Sitcoms und Talkshows. Auf die Entwicklung solch medienspezifischer Mischformen konzentrierte er sich von Anfang an. Insofern lässt sich mit einigem Recht behaupten: Wolfgang war der einflussreichste und im Rückblick bedeutendste Autor des bundesdeutschen Fernsehens in seiner analogen Phase, von der Mitte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, sein einziger Televisionär.

Leben und Werk will ich in diesem Buch aus derselben doppelten Perspektive schildern, die auch unsere 25-jährige Beziehung kennzeichnete: als Freund und als Medienwissenschaftler. Denn wir haben nicht nur Hunderte von Stunden immer neue Computer – und uns – auf Leistungsfähigkeit getestet und viele, viele Abende zusammen gegessen und getrunken. Ich habe auch immer mal wieder über ihn geschrieben. Auf diese teils journalistischen, teils wissenschaftlichen Texte, erschienen zwischen 1987 und 2015, greife ich zurück; ebenso auf Interviews, die ich über die Jahre mit ihm führte und meist nur zum Teil für die jeweiligen Anlässe verwenden konnte, sowie auf unsere unzähligen Briefe, Faxe und E-Mails. Zum ersten Mal habe ich aber darüber hinaus auch Zugang zu dem Nachlass, der in der Berliner Kinemathek lagert: neben Drehbüchern, anderen Manuskripten und Recherche-Sammlungen auch Hunderte von Briefen, die Wolfgang schrieb und erhielt. Sie zeichnen ein intimes Bild seiner Hoffnungen und Pläne und Kämpfe in den Jahren, die wir uns noch nicht kannten.

In persönlichen Zusammenhängen werde ich weiterhin von »Wolfgang« sprechen, in historischen oder analytischen Passagen jedoch von »WM«. Das sind seine Initialen, auch wenn sie an »Weltmeisterschaft« oder nur »Weltmeister« denken lassen. Ich bin sicher, die Assoziation hätte ihm nicht



schlecht gefallen. Er schaute gerne Fußballspiele, und er liebte es auch, Spiele aller Arten zu gewinnen.

Die Darstellung von Biografie und Werk ergänze ich durch zwei Elemente: Zum einen skizziere ich gelegentlich den Stand der zeitgenössischen Gesellschaft, Kultur und Medien, insbesondere des Fernsehens. Dieser historische Hintergrund soll die Besonderheiten seines Handelns und Schaffens hervortreten lassen. Zum zweiten gibt es Themen und Fragen, die ihn über die Jahrzehnte hinweg immer wieder beschäftigten, wie z. B. die deutsche Teilung, die deutsch-jüdische Identität, sein Verhältnis zum angelsächsischen Westen und deutschen Osten, das System des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, seine Rolle als Autor. Ihre Behandlung bündele ich in thematischen Passagen, die ich an Stellen der Chronologie einfüge, an denen sie in seiner persönlichen und künstlerischen Entwicklung besondere Wirkung zeitigen.

Die Spurensuche zu Wolfgangs Leben und Werk, geschrieben anlässlich seines hundertsten Geburtstags, umfasst 100 kurze Kapitel. Sie werden nicht weiter unterteilt. Kein Leben hat eindeutige, auf einen Tag, Monat oder auch nur aufs Jahr bestimmbare Zäsuren.

## Dank, wem Dank gebührt

Ich kannte Wolfgang, bevor ich ihn kennenlernte. Aber mich trieb kein besonderes Bedürfnis, den Drehbuchautor und Talkshowhost zu treffen oder gar mich mit ihm anzufreunden. Michael Jürgs, gerade vom langjährigen Ressortleiter Unterhaltung zum Chefredakteur des *stern* befördert, fragte mich, ob ich für das TV-Magazin Wolfgang Menge porträtieren wolle. Ich zögerte, denn ich steckte mitten in einer anderen Arbeit, einer Serie über das deutsche Filmexil. Michael schob nach, an meiner Stelle würde er es sich auch überlegen – in *stern* wie *Spiegel* hätten schon unglaublich gute Porträts gestanden. Vor über einem Jahrzehnt zwar. Aber ob ich das noch mal »toppen« könne, sei fraglich.

Ich besorgte mir aus dem Archiv die Artikel von Horst Vetten und Hermann Schreiber. Die Porträts waren verdammt gut. Ein bisschen klug und sehr, sehr witzig. Wir alle stehen auf den Schultern unserer Vorfahren, wie Isaac Newton bemerkte. Der diese Beobachtung wiederum von Bernard von Chartres übernahm. Je größer diese Vorfahren waren – am besten Giganten –, desto weiter reicht unsere eigene Sicht. Ich nahm den Auftrag an. Danke, Michael (1945–2019), wo immer Du jetzt sein magst.